chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Adelbert-von-Chamisso-Preis 2015

Oktober 2015 – Nr. 13

Robert Bosch Stiftung

:: Zehra Çırak und ihre verschiedensten Schreibwerkstätten

:: Natascha Wodin zum 70. Geburtstag

:: Ulrike Ottinger und ihr Film »Chamissos Schatten«

ViVaVostok: Kinder- und Jugendliteratur aus Mittel- und Osteuropa entdecken

Aus der aktuellen Kinder- und Jugendliteratur der Länder Mittel- und Osteuropas ist im deutschsprachigen Raum sehr zu Unrecht nur wenig bekannt.

ViVaVostok
ist ein Förderprogramm der Robert Bosch Stiftung in Kooperation mit der Stiftung Internationale Jugendbibliothek.

Das Programm öffnet den besten und spannendsten Kinder- und Jugendbuchautoren aus den Ländern Mittel- und Osteuropas die Tür. Innovative Veranstalter erhalten Unterstützung, wenn sie ihrem Publikum Kinder- und Jugendliteratur aus Mittel- und Osteuropa vorstellen. ViVaVostok lädt junge Leser ein, in fremde Lebenswelten einzutauchen, fremdsprachigen Autoren und Illustratoren persönlich zu begegnen und sich von einer einfallsreichen und phantasievollen Literatur verzaubern zu lassen. Nicht zuletzt möchte ViVaVostok damit Anstoß zur Publikation der Werke in deutscher Übersetzung geben.
www.bosch-stiftung.de/vivavostok

Robert Bosch Stiftung

Illustration: Svjetlan Junaković

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

die Verleihung des Chamisso-Preises an Sherko Fatah, den wir Ihnen in unserer letzten Ausgabe des *Chamisso* vorgestellt haben, wurde von einem erfreulich starken Medienecho begleitet. Wir haben uns darüber für Sherko Fatah und für die Idee des Chamisso-Preises sehr gefreut. Mit seinem Roman *Der letzte Ort* führte er uns Ereignisse vor Augen, deren Auswirkungen uns inzwischen täglich in all ihrer Dramatik nicht nur in den Medien sondern in unserem Lebensalltag begegnen. Die Hunderttausende von Flüchtlingen, die dem von Fatah geschilderten Horror in ihrer Heimat entfliehen und Schutz bei uns suchen, haben einen fiktiven literarischen Stoff, der in einem vermeintlich fernen Land angesiedelt ist, plötzlich zur greifbaren Realität auf unseren Bahnhöfen und Straßen in Europa werden lassen.

Mit der 13. Ausgabe unseres Magazins *Chamisso* möchten wir Ihnen neue Lust auf die Werke einiger früherer Preisträgerinnen und Preisträger machen. Vladimir Vertlib hat sich mit seiner Kollegin Zehra Çırak über den Zusammenhang von Körper- und Sprachpflege erstaunliche Gedanken gemacht. Jan Schulz-Ojala unterhielt sich mit Natascha Wodin über die kreative Kraft der Nacht, und Asfa-Wossen Asserate wirft in seinem Text einen ganz persönlichen Blick auf seine auf die Königin von Saba zurückgehende Familiengeschichte.

Auch unser Namenspatron Adelbert von Chamisso erfährt eine neue Würdigung durch Ulrike Ottingers neuen Film »Chamissos Schatten«. Michael Bienert hat sich mit ihr über die Dreharbeiten in den unwirtlichen Landstrichen an der Beringstraße unterhalten.

Darüber hinaus geben wir Ihnen auch in diesem Heft wie gewohnt spannende Literaturtipps, versorgen Sie mit aktuellen Informationen zum Chamisso-Preis und bieten Ihnen einen kleinen Überblick über den aktuellen literaturwissenschaftlichen Diskurs zur »Chamisso-Literatur«.

Ein angeregtes Lesevergnügen wünscht Ihnen

Ihre Ottilie Bälz

Leiterin des Themenbereichs Gesellschaft
Robert Bosch Stiftung

4 »Nach der Körperpflege kommt sofort die Sprachpflege«
Zehra Çıraks verschiedenste Schreibwerkstätten
Von Vladimir Vertlib

10 Rückhaltlos und rücksichtslos gegen sich selbst
Natascha Wodin zum 70. Geburtstag
Von Jan Schulz-Ojala

14 Am Rand der Welt
Ulrike Ottingers aufwendige Recherche für ihren Film »Chamissos Schatten«
Von Michael Bienert

19 Chamisso im Aufwind
Die Literatur der Preisträger stößt weltweit auf Interesse
Von Klaus Hübner

22 Die Weisheit ist weiblich
Die Geschichte der Königin von Saba aus äthiopischer Sicht
Von Asfa-Wossen Asferate

26 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern
Von Klaus Hübner

28 Viele Kulturen – eine Sprache
Die Preisträger von 1985–2015

30 Neuerscheinungen, Auszeichnungen, Neuigkeiten

31 Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter
Impressum

»Nach der Körperpflege kommt sofort die Sprachpflege«

Zehra Çıraks verschiedenste Schreibwerkstätten

Von Vladimir Vertlib

»Ich leg mein Herz in deine Hände,/behüte es, als wäre es deins,/ zerbrich es nicht, es wäre mein Ende,/ denk daran, ich hab nur eins.« Dieses simple, berührende Liebesgedicht stammt aus der Feder von Simone Arndt und ist im Rahmen einer von Zehra Çırak geleiteten Langzeitschreibwerkstätte an der Gertrud-Bäumer-Realschule in Dortmund entstanden. Simone Arndt war damals fünfzehn Jahre alt. Eine andere Schülerin, Yousra El Yazghi, schrieb: »Lass los, wenn es nicht mehr geht./Denk an dich, wenn du selber nicht mehr weiter weißt./Helfe anderen, auch wenn du selber Hilfe brauchst.« [...]

Seit 2010 fördert die Robert Bosch Stiftung zusammen mit lokalen Vereinen und städtischen Kulturbüros fünfmonatige Schreibwerkstätten, die von fünf Adelbert-von-Chamisso-Preisträgerinnen und -Preisträgern, darunter Zehra Çırak, an jeweils einer Schule im Ruhrgebiet geleitet werden. Die Ergebnisse werden öffentlich präsentiert, einige wurden auch in eigenen Publikationen dokumentiert. Diesen sind die obigen Gedichtzitate entnommen. »Für die Schüler ist es wichtig, die eigene Kreativität, die eigene Fantasie auszutesten«, erzählt Zehra Çırak. »Sie müssen in sich hineingehen und sich ausspinnen können. Ich versuche, dabei ihren Mut und ihr Selbstvertrauen zu stärken. Manche verstehen erst dann, dass sie eigentlich schreiben können und dürfen, was sie wollen und wie sie wollen, und dass alle Türen offen sind.« Ihr Anspruch, erklärt Çırak, sei nicht primär ein pädagogischer. Vielmehr »sollen die Schüler merken, dass man auch ohne vorherigen Plan sein Leben plötzlich ändern kann, in eine Richtung, die man sich noch gar nicht vorgestellt hatte. Und das kann ich bei den Schülern sozusagen herauskitzeln – dieses Interesse; es muss ja dann nicht nur beim Schreiben bleiben«.

Eine künstlerische Laufbahn war ihr nicht in die Wiege gelegt

In ihrer eigenen Schulzeit hat Zehra Çırak selten Zuspruch und Ermunterung für ihre ersten Schreibversuche erfahren. Schreibwerkstätten wurden in jenen Jahren an Hauptschulen nicht angeboten, von den Lehrern war keine Unterstützung zu erwarten. Umso wichtiger ist es ihr, den Kindern und Jugendlichen von heute zu berichten, wie sie »aus den familiären, vorstrukturierten Wegen, von denen erwartet wurde, dass ich sie gehe«, ausgebrochen ist.

Eine künstlerische Laufbahn war der 1960 in Istanbul geborenen und in Karlsruhe aufgewachsenen Zehra Çırak keineswegs in die Wiege gelegt. Ihre schriftstellerische Begabung wurde nicht von ihr selbst, sondern, wie sie sagt, »von anderen irgendwie erschnüffelt«. Dazu gehörte vor allem der 1940 geborene Objektkünstler Jürgen Walter, der sie auf ihr Talent

Hier muß nichts
NICHT
ZUR RECHTEN
NICHT
AM RICHTIGEN ORT

»Ihr Umgang mit der Sprache
ist generell ein zwangloser, spielerischer,
der mit gleichzeitiger Genauigkeit
und Tiefgang verblüfft.«

aufmerksam machte und ermutigte, weiter zu schreiben. Mit Jürgen Walter, den sie später heiratete und mit dem sie bis zu seinem Tod im Juli 2014 in Berlin zusammenlebte, verband Zehra Çırak nicht nur eine innige Liebe, sondern auch die gemeinsame Arbeit. Das Werk des einen war Inspiration und Ergänzung für das des anderen, so dass ein gemeinsames Œuvre aus Objekt und Ton, aus Bild und Sprache entstehen konnte.

Die Verbindung visueller und sprachlicher Elemente ist auch ein wesentliches Merkmal von Zehra Çıraks Schreibwerkstätten. »Ich habe mit Schülern gesprochen, die schon etwas geschrieben haben, aber meinten, sie malen lieber«, erzählt die Autorin. »Ich habe sie ermuntert, in dieser Richtung weiterzumachen, sich noch mehr auszuprobieren, zu ihren Texten kleine Zeichnungen anzufertigen.« Um die Fantasie anzuregen, teilt sie Kunstpostkarten aus, Abbildungen des Gemäldes »Der Kuss« von Gustav Klimt zum Beispiel, von Joan Mirós »Dog Barking at the Moon« oder Caspar David Friedrichs »Kreidefelsen auf Rügen« – Hilfsmittel, die zum lustvollen sprachlichen Assoziieren anregen oder eine gestalterische Richtung vorgeben. Die entstandenen oder entstehenden Texte werden im Rahmen der Schreibwerkstätten besprochen und von der Autorin lektoriert.

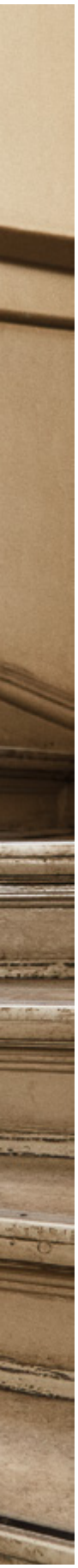
Aus einer anderen Perspektive, aus einem anderen Blickwinkel sehen

Die Schriftstellerin Zehra Çırak kann inzwischen auf ein beachtliches Werk verweisen. Ihr Schaffen bewegt sich, wie die junge österreichische Autorin Ina Ricarda Kolck-Thudt in ihrem letztes Jahr veröffentlichten, ausführlichen Çırak-Porträt treffend bemerkt, formal in einem Raum zwischen Lyrik und Prosa. »Ihr Umgang mit der Sprache ist generell ein zwangloser, spielerischer, der mit gleichzeitiger Genauigkeit und

Tiefgang verblüfft«, schreibt Kolck-Thudt. Abgenutzte Sätze würden »erbarmungslos bei den Worten, also wörtlich« genommen, leer gewordene Redewendungen in ungewohnte Zusammenhänge gestellt und mit neuem Sinn erfüllt. So überrascht es nicht, dass Çırak den Schülerinnen und Schülern, die an ihren Schreibwerkstätten teilnehmen, einen kreativen und präzisen Umgang mit Sprache beizubringen versucht. »Nach der Körperpflege«, erklärt sie ihnen oft scherzhaft, »kommt sofort die Sprachpflege.«

Lesungen in Schulen hat Zehra Çırak »schon immer« gemacht, Schreibwerkstätten leitet sie seit etwa zehn Jahren. Dazu gehören neben den erwähnten Langzeitprojekten in Dortmund Verpflichtungen, die sie an vielen anderen Orten in Deutschland übernimmt – die Leitung von Schreibwerkstätten in Grundschulen und Gymnasien zum Beispiel, vor allem und bevorzugt aber in Haupt- und Realschulen. Für die Schülerinnen und Schüler, die zu einem großen Teil aus sogenannten bildungsfernen Schichten stammen und in vielen Fällen einen Migrationshintergrund haben, sei es »in ihrem Leben vielleicht das einzige Mal, nicht bei allen, aber bei den meisten, dass sie mit einem Künstler zusammen kommen«, betont die Autorin.

»Ich selbst hatte immer Angst vorm Lernen«, erzählt Çırak. »Sogar die Führerscheinprüfung wollte ich als junger Mensch nicht machen, allein das Lernen dafür hat mich schon abgeschreckt.« Heute, als Schreibwerkstättenleiterin, sieht sie sich keineswegs als Lehrperson, die etwas benotet oder Druck erzeugt, sondern als Kollegin der Schülerinnen und Schüler, als ihre Freundin, welcher sie manchesmal von ihren Problemen berichten und deren Ratschläge sie schätzen. Der vertrauliche Umgang miteinander und die Zwanglosigkeit hilft den Kindern und Jugendlichen dabei, »etwas aus einer anderen Perspektive, aus einem anderen Blickwinkel zu sehen, zu beschreiben, zu erfinden.« Auch für sie selbst sei es ein Erlebnis, sich in die Schüler hineinzuversetzen, meint Çırak. Diese Wechselwirkung von Empathie und Neugierde, vom Blick auf sich selbst und auf andere, von entgrenztem Fabulieren und persönlichen Abgründen, die direkt oder verschlüsselt thematisiert werden, ist in den Texten der jungen Schreibenden deutlich spürbar, genauso wie Zehra Çıraks eigene Haltung und ihr Stil darin stets mitschwingen, ohne dass dabei jemals die individuellen Eigenheiten oder der Ton der »jungen Kolleginnen und Kollegen« verloren gingen.



Die Themen sind vielfältig: Schulalltag, Familie, Liebe und Leidenschaft, Sehnsüchte, berührende, oft auch sehr humorvolle Alltagsimpressionen, zweifellos viel Autobiografisches, persönliche Katastrophen, Tod und Gewalt, aber auch Fantasy, in der die Grenzen von Zeit und Raum aufgehoben sind. »Ich schränke ihre Themen nicht ein, die können sie selbst wählen«, erklärt Çırak, »aber sie sollen sich etwas Spezielles einfallen lassen. Einer kommt rein und schießt alle nieder – das finde ich langweilig. Es sollte irgendwas Besonderes, Witziges, Schräges sein.« Dass sie dabei Rassistisches, Sexistisches, Menschenverachtendes nicht akzeptiert, versteht sich von selbst, und als sich einmal ein paar Jungs mit schwulenfeindlichen Äußerungen hervortaten, animierte sie die ganze Gruppe zu einem gemeinsam erarbeiteten Text, einem Sketch zum Thema Schwulsein und Homophobie, bei dessen öffentlicher Präsentation jener Schüler, der die schlimmsten Äußerungen gegen Homosexuelle getätigt hatte, die Rolle eines schwulen Jugendlichen übernahm.

Texte auf Schreibbändern und Kartons werden zu Architektur

Schreibwerkstätten gehören für Zehra Çırak inzwischen zu den Kernbereichen ihrer Arbeit. Besonders wichtig ist ihr das gemeinschaftliche Projekt des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin (Träger zahlreicher Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und Ausbildungsstätte für Erzieherinnen und Erzieher) und des Bauhaus-Archivs, in dessen Rahmen sie zusammen mit der Architektin Katharina Stahlhofen eine Gruppe von zehn- bis elfjährigen Kindern betreut. »Das ist ganz anders als die Schreibwerkstätten, die ich in Dortmund gemacht habe«, sagt Çırak. »Auch für mich etwas ganz

Neues. Die Texte werden auf Schreibbänder, auf Kartons oder auf den Boden geschrieben, oder es werden Gebäude daraus gebaut; dabei kann man die fertigen Sätze auch umgestalten – das macht dann die Architektin mit den Kindern.«

Erwähnenswert ist für Zehra Çırak außerdem ein Projekt mit der Universität München: hierbei »entsteht eine Didaktik des Dialogs von Autoren, Schülern und der Öffentlichkeit für alle Schularten und Jahrgangsstufen auf der Grundlage von Texten verschiedener Chamisso-Autoren«. Die geplanten Bände sollen in die Lehrpläne Eingang finden. Auf das Ergebnis dieses Projekts – soviel ist gewiss – können wir uns alle freuen. ::

bücher

:: **Die Kunst der Wissenschaft**.
Gedichte. Verlag Hans Schiler, Berlin 2012

:: **Der Geruch von Glück**.
Erzählungen. Verlag Hans Schiler, Berlin 2011

:: **In Bewegung**.
Gedichte und Prosaminiaturen. Verlag Hans Schiler, Berlin 2008

:: **Leibesübungen**.
Gedichte. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2000

:: **Fremde Flügel auf eigener Schulter**.
Gedichte. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994

:: **Vogel auf dem Rücken eines Elefanten**.
Gedichte und Kurzprosa. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1991

:: **Flugfänger**.
Gedichte. Mit Illustrationen von Jürgen Walter. Hrsg. vom Bund deutscher Künstler Baden-Württemberg. edition artinform, Karlsruhe 1987

:: Simone Arndt: »Liebesgedicht«. In: **Viele Kulturen – eine Sprache**. Dortmund, Gertrud-Bäumer-Realschule, Klasse 9d, Zehra Çırak, Dokumentation der Schreibwerkstätte 2010. S. 71

:: Yousra El Yazghi: »Ohne wenn und aber«. In: **Viele Kulturen – eine Sprache**. Dortmund, Gertrud-Bäumer-Realschule, Klasse 8e, Zehra Çırak, Dokumentation der Schreibwerkstätte 2013. S. 92

:: Ina Ricarda Kolck-Thudt, »Mein Thema waren immer die Menschen an sich. Zehra Çırak – Ein Porträt«. In: **Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands**. Wien, Nr. 4/2014, S. 17–20

Rückhaltlos und rücksichtslos gegen sich selbst

Natascha Wodin zum 70. Geburtstag

Von Jan Schulz-Ojala

Natascha Wodin ist ein Nachtgeschöpf. Zum Besuch ist man in ihrer eher dunklen, hofseitig gelegenen Wohnung in Prenzlauer Berg abends willkommen, gern auch mit ein paar Croissants – zum Frühstück. Dazu gibt's Tee oder ein Glas Wein für den womöglich tagausgangs gestimmten Gast; sie selber dagegen nippt allenfalls an einem Anstandsgläschen, der Natascha-Wodin-Tag hat schließlich gerade erst angefangen.

Seit über zwanzig Jahren lebt sie so, »viel mehr Eule als Lerche«, mitten in Berlin unter vielen Menschen und doch allein in ihrer eigenen Zeit. Angefangen hat das in jener Lebensphase, die sie eindrucksvoll in ihrem 2009 erschienenen Roman *Nachtgeschwister* beschreibt; in den Jahren ihrer Liebe und späteren – stürmischen – Ehe mit dem nie von seiner kaputten DDR losgekommenen, 2007 verstorbenen Schriftsteller Wolfgang Hilbig, der auf seine Weise die Nacht zum Tage machte: trinkend und schreibend. Jakob Stumm heißt er im Roman, aber es war vielmehr sie, die zunehmend verstummte an der Seite dieses raubtierhaften Temperaments, mit dem sie das Leben teilte, zeitweise in zwei Wohnungen. So war sie jahrelang unterwegs mit ihrer »Hinundhertasche« zwischen seiner und ihrer Berliner Behausung, an Tagesrändern.

»Es ist wunderbar, die ganze Welt für mich allein zu haben«, sagt die heute so ausgeglichen wirkende Frau, deren sanfter, aufmerksamer Blick sofort einen erwärmenden Raum zu ihrem Gegenüber schafft – und dass der tagsüber stattfindende Normalbetrieb anderer Leute sie immer mal zwangsläufig um ihren Nachtschlaf bringt, betrachtet sie mit einer Mischung aus Belustigung und Fatalismus. Das Wichtigste: Freunde wissen, dass »man sich mit mir nur abends treffen kann«, sagt Natascha Wodin. »Aber irgendwie gehört man trotzdem nicht dazu.« Andererseits passt dieses Nachtleben prägnant zu ihr, diese zum realen Lebensrhythmus gewordene Metapher. Das Außenseitertum, das Zwischendenweltensein, ja, eine fundamentale Heimatlosigkeit ist in ihre Biografie geradezu eintätowiert, von Anfang an.

Gründelnd und grübelnd zurück in eine Nachkriegskindheit

Sechs Romane hat Natascha Wodin bisher geschrieben, und fast immer ist es eine Ich-Erzählerin, die sich darin ihres beschädigten Lebens und ihrer vergeblichen Lieben vergewissert. Und welcher Erwachsenenphase ihrer meist namenlosen Heldinnen sie sich auch widmet, fast immer muss sie, gründelnd und grübelnd, zurück in eine Nachkriegskindheit am äußersten gesellschaftlichen Rand, die mit ihrer eigenen weitgehend übereinstimmt. Da ist das Einzelkind, im Jahr des Weltkriegsendes geboren, die Tochter eines Russen und einer Ukrainerin, aufwachsend in einer Barackensiedlung in Fürth, die unter Gleichaltrigen ausgegrenzte und verspottete »Russenlusch«. Da ist der in der Fremde verrohte Vater, der das Kind bis zur Besinnungslosigkeit schlägt; da ist die Mutter, die psychisch zugrunde geht und sich das Leben nimmt, als die Tochter elf Jahre alt ist. Da ist das katholische

»Ich gehe also in Richtung I-Straße, wie jeden Nachmittag, der mein Morgen ist, kleine, stachelige Schneeflocken fallen mir in den Kragen und verwandeln sich in klebrigwarme Feuchtigkeit in meinem Nacken. Alles um mich herum ist eingeschmolzen in ein einheitliches, filziges Grau, der Himmel, die Luft, die Häuser, die Straßen.«

Aus: *Nachtgeschwister*

Internat, in dem die gute Schülerin, die in den ersten Lebensjahren nur Russisch sprach, weiter angefeindet wird. Und irgendwann das nahezu bewusstlose Taumeln in ein Nachher und Draußen.

»Ein totaler Naivling« sei sie damals gewesen, sagt Natascha Wodin, »bis zum Alter von 16 Jahren wusste ich praktisch nichts von der Welt«. Ihr »Kaspar-Hauser-Syndrom« nennt sie dieses bleibende Fremdheitsgefühl, einen »Schlaf der Seele« zumindest für den Anfang, denn »man weiß lange Zeit nicht, dass man Schlimmes erlebt hat, man hat ja keinen Vergleich«. Also arbeitet sie zeitlebens überwach gegen dieses Nichtwissen an, also treibt es sie immer wieder in den Steinbruch der eigenen Biografie, um möglichst viele Schichten abzutragen, die »über der Wahrheit liegen«. Am rückhaltlosesten widmete Wodin sich dieser Lebensphase in ihrem zweiten Roman *Einmal lebt ich* (1989), und das titelgebende Hölderlin-Zitat – »Einmal lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht« – lässt sich hier als nahezu irreale Zukunftssehnsucht verstehen.

Aus solcher Kindheit ist kein wirkliches Entrinnen, und auch die Liebesgeschichten, die Natascha Wodins Romane prägen, von der Amour fou zu einem Moskauer Großschriftsteller in der *Gläsernen Stadt* bis zur anderthalb Jahrzehnte überspannenden Beziehungskatastrophe mit eben jenem Jakob Stumm, zeugen von qualvollen Kämpfen um Selbstbehauptung. Immer wieder drängt es die so lebenssüchtigen wie fragilen Ich-Figuren zu jenem »Größeren, Stärkeren, Mächtigeren«, das die Männer für sie bedeuten, auch wenn die sich dann als »Vampire« erweisen. »Lebbare Lieben« mit diesen »hungrigen, besitzergreifenden Männern«, sagt Natascha Wodin heute, seien das nicht gewesen – aber was, wenn sich zwei Menschen gerade »im Abgrund« verbunden fühlen, einem Abgrund, der sie zugleich »am stärksten trennt«? Sicher ist: Aus dieser unerschrockenen Erforschungsnot hat Natascha Wodin immer wieder imponierende Stücke Literatur gewonnen, rückhaltlos und auch rücksichtslos gegen sich selbst.

Im Milieu exakt recherchiert, die Handlung aber erfunden

In jüngster Zeit allerdings entfernt sich Natascha Wodin deutlich und in doppelter Richtung von diesem geringfügig lavierten Spiegelblick. In *Alter, fremdes Land*, ihrem im vergangenen Jahr erschienenen Roman über eine alternde Frau namens Lea, die ihre zahlreichen sexuellen Internetbekanntschaften Revue passieren lässt, lenkt durchgängig eine allwissende Erzäh-

:: **Alter, fremdes Land**.
Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2014
:: **Nachtgeschwister**.
Roman. Kunstmann, München 2009
:: **Das Singen der Fische**.
Prosa. Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2001
:: **Die Ehe**.
Roman. Kiepenheuer Verlag, Leipzig 1997
:: **Erfindung einer Liebe**.
Roman. Reclam, Leipzig 1993
:: **Sergej. Griechisches Tagebuch**.
Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1993
:: **Einmal lebt ich**.
Roman. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt am Main 1989
:: **Das Sprachverlies**.
Gedichte. Claassen, Düsseldorf 1987
:: **Nadja. Briefe aus Rußland**.
Hrsg. von Natascha Wodin. Dirk Nishen Verlag, Berlin 1984
:: **Die gläserne Stadt**.
Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1983

lerin das Geschehen. Auch habe sie hier, sagt Wodin, zwar im Milieu exakt recherchierend, vergleichsweise große Teile der Handlung erfunden. In ihrem neuesten Projekt wiederum, das sie als ebenso selbstgestellten wie sinnstiftenden Auftrag begreift und dessen Entstehung mit dem Alfred-Döblin-Preis 2015 gefördert wird, will sie das Literarische weitgehend zugunsten des Dokumentarischen hintanstellen, als »Chronistin, der historische Wahrheit verpflichtet«.

»Ich war nie in Mariupol«, so der Arbeitstitel, rekonstruiert das Leben von Natascha Wodins Mutter vor der Deportation nach Deutschland 1944 und nennt auch erstmals kategorisch ihre eigenen ursprünglichen Lebensbedingungen beim Namen. Nicht »Flüchtlinge« waren Wodins Eltern, nicht »Emigranten«, wie gelegentlich in Rezensionen zu lesen ist, sondern von den Nazis verschleppte Zwangsarbeiter. Das Lager, in dem Natascha aufwuchs, beherbergte sogenannte »displaced persons« – der Alliiertenbegriff für »unbeheimatete« Zivilisten, die nach dem Krieg nicht mehr in ihr Herkunftsland zurückkehren konnten. Für die Kommunisten galten sowjetische Bürger, die zwangsweise in Rüstungsbetrieben der Deutschen gearbeitet hatten, schlicht als Kollaborateure. In Deutschland wiederum waren die Russen, welches Schicksal sie auch hergebracht haben sollte, extrem unwillkommen. Natascha Wodin betrachtet ihre aufregende Recherche, ausgehend von einem Zufallsfund im russischen Internet und ergiebig bis zur Entdeckung des Tagebuchs einer Schwester der Mutter, nach inzwischen manchen Sachbuchveröffentlichungen zum einstigen Tabuthema als Pioniertat, als ein »literarisches Zeugnis über Zwangsarbeit«.

Wobei das Schreiben Natascha Wodins einmal mehr um Russland kreist, die »Möglichkeit einer Heimat«, die die ehemalige Dolmetscherin schon in der *Gläsernen Stadt* beschwor. Nur dass Wodin diese Heimat im Lebensherbst, trotz wachsender Fremdheitsgefühle im gentrifizierten Prenzlauer Berg, in der Ost-West-Stadt Berlin sieht, und darüber hinaus »in der deutschen Sprache, in der ich denke, träume, schreibe«. Mit anderen Worten: an »zwei Quadratmetern Schreibtisch«. An der Wand dahinter übrigens hängt eine Reproduktion von Johann Heinrich Füsslis fast monochrom schwarzweißem Ölgemälde »Das Schweigen«: eine auf dem Boden sitzende Frauenfigur mit weit vornübergebeugtem Oberkörper, das lange Haar fällt ihr zwischen die gekreuzten Arme. Sehr allein ist sie, und ihr Gesicht unsichtbar. ::

Am Rand der Welt

Ulrike Ottinger hat für ihren Film »Chamissos Schatten« eine Recherchereise bis zur Beringstraße unternommen

Von Michael Bienert

In einer Ecke des großen Zimmers steht ein historischer Globus. Rundum Bücherregale, deren oberste Ablage dicht mit Dutzenden exotischer Holzmasken und Skulpturen besetzt ist. So stellt man sich das Arbeitszimmer eines Ethnologen des 19. Jahrhunderts vor.

Ulrike Ottinger empfängt in ihrer Wohnung in einem alten Kreuzberger Mietshaus und entschuldigt sich für den Termin am Sonntagabend: »An den andern Tagen sitze ich 15 bis 18 Stunden im Schneideraum.« Mit unerhörter Disziplin arbeitet die 73-jährige Künstlerin und Filmemacherin daran, ihr neuestes Projekt im Zeitplan zu halten. Bis Dezember sollen der zwölfstündige Kinofilm »Chamissos Schatten«, eine Ausstellung in der Berliner Staatsbibliothek und eine Fotoausstellung fertig sein.

Ein bisschen verzweifelt sei sie in den vergangenen Monaten manchmal gewesen, räumt Ulrike Ottinger ein, »aber dann müssen sie eben wahnsinnig fleißig sein«. Mit konzentrierter Gelassenheit blicken die Augen, die so viel von der Welt gesehen haben, unter dem fröhlichen weißen Lockenkopf hervor.

Dreieinhalb Monate hat sie mit einem Mini-Filmteam, ihren beiden jungen Assistenten Stefan Gohlke und Christian Moeller, die Landstriche um die Beringstraße bereist und von dort 130 Stunden Filmmaterial mitgebracht. Tagelang war sie mit Einheimischen in kaum besiedelten Gegenden unterwegs, wo es keine Straßen gibt. Mit einem panzerartigen Versorgungsfahrzeug ist sie zu Rentiernomaden im Landesinneren gefahren. »Das ist eine Weltgegend, von der viele Menschen nicht einmal wissen, dass sie überhaupt

Ulrike Ottinger mit ihrem Assistenten Christian Moeller bei den Dreharbeiten.

Walgerippe und rostige Tonnen bei Inahpak, einem Lager von Meeresjägern

existiert, geschweige denn, wer dort lebt. Dieser Landstrich hat eine Geschichte, von der so gut wie niemand eine Ahnung hat. Das habe ich sehr intensiv angesehen, gefilmt, mit Leuten gesprochen, und dann sitze ich im Schneideraum und muss viel erklären, damit manche Bilder nicht völlig missverstanden werden.«

Zum Beispiel?

»Auf der amerikanischen Seite der Beringstraße, in Alaska, finden Sie bei den Indigenen überall russisch-orthodoxe Kirchen – weil diese Gegend von den Russen missioniert worden ist und erst 1867 von den USA erworben wurde. Die Einheimischen halten dort in ihren indigenen Sprachen Gottesdienste ab. Auf der russischen Seite aber finden Sie fast keine russisch-orthodoxen Kirchen mehr, weil dort der Sozialismus alles platt gemacht hat. Dann kommen Sie in eine russische Stadt wie Anadyr oder Egvekinot, die wegen ihrer Bodenschätze wichtig war, dort gibt es sogar eine Straße, die von Gefangenen des Gulag gebaut wurde. Da stehen plötzlich ganz neue, goldglänzende Kirchen, ein Ergebnis von Putins Kirchenpolitik. – Sehen Sie, ich kann als Filmautorin Zusammenhänge sehr gut in Bildern erklären, aber bei diesem Film stoße ich an Grenzen. Es bedarf des Wortes und der Interpretation.«

Das alte Wissen der Vorfahren wurde überlebenswichtig

Ulrike Ottinger kommt von der Malerei her. Mit faszinierenden Bildern und Bildfolgen fesselt die Fotografin und Regisseurin ihr Publikum, doch sie will den Dingen und den Menschen, denen sie begegnet ist, gerecht werden. Viel Armut und Desintegration hat sie gesehen, die nach Erklärung verlangt. Man müsse eben wissen, dass die russischen Eskimos mit Tschuktschen, Koriaken und anderen Bevölkerungsgruppen im Sozialismus zwangsumgesiedelt wurden. Mit der Perestroika blieben plötzlich regelmäßige Warenlieferungen in die entlegenen Siedlungen aus. Plötzlich wurde das alte Wissen der Vorfahren, wie man in kleinen Booten Robben, Lachse und Wale erlegt, wieder überlebenswichtig.

Ulrike Ottinger hat Meeresjäger bei der Arbeit beobachtet, so wie in den Jahren 1816 und 1817 Adelbert von Chamisso, der die Beringstraße als Ethnologe und Naturforscher auf einem russischen Forschungsschiff bereiste. In ihrem Film montiert sie Texte, Bilder und Fundstücke, die von dieser und früheren Expeditionen in diese Weltgegend überliefert sind, mit ihren eigenen Aufnahmen und Eindrücken zusammen. Chamisso war nicht der erste deutsche Naturforscher in der Beringstraße, ähnlich beeindruckt haben die Filmemacherin die Berichte von Georg Wilhelm Steller und Georg Forster.

Wie ist sie auf Chamissos literarische Verarbeitung in dem Buch *Reise um die Welt*, das er erst Jahre nach der Expedition veröffentlichte, aufmerksam geworden?

»Erstaunlicherweise kannte ich dieses Buch bis vor gut fünf Jahren gar nicht, obwohl Chamisso mir als romantischer Dichter vertraut war und ich mich sehr fürs Reisen interessierte. Ich habe sehr viel in Asien gedreht, in Korea, China, Japan und der Mongolei. Erst als ich plante, weiter nach Nordostsibirien vorzustoßen, wurde ich auf Chamissos *Reise um die Welt* aufmerksam. Und dann fand ich es sofort so fantastisch, wie sich das Poetische und das Wissenschaftliche bei ihm verbindet. Das hat mich immer sehr fasziniert, das war schon so, als ich in Paris gelebt habe. Dort gab es diese Ethnologen, die zugleich große Schriftsteller und Poeten waren. Das habe ich bei Chamisso wiedergefunden. Und auch etwas sehr Mitfühlendes und Liebenswertes. Wie er in der kurzen Zeit, die er in der Beringstraße unterwegs war, hingesehen hat, das ist großartig. Es ist eben ein Unterschied, wer reist und wer mit welcher Erfahrung und mit welchem Hintergrund reist. Meine Erfahrung ist, dass Menschen, die durch verschiedene Kulturen oder auch Brüche in ihrem Leben gehen, sehr viel wacher sind. Sie beobachten anders und haben eine Art der Erfahrung, auch Dinge, die nicht ausgesprochen werden, sehr genau zu sehen.«

Dann erzählt Ulrike Ottinger von Rentiernomaden, die mit ihren Herden jeden Tag große Strecken zurücklegen, aber das Reiten verlernt haben und auch nicht mehr in der Lage sind, völlig autark zu überleben. Oder vom Leben in Siedlungen, in denen fast die gesamte Bevölkerung trinkt. »Wir wohnten da in einer Schule, sahen die Kinder mit ihren wachen Augen und wussten: Mit 15 oder 16 fangen sie auch mit dem Trinken an. Das macht einen schon sehr traurig.« Ähnlich mitfüh-

Links: Jugendliche in einem Walfängerdorf auf der Halbinsel Tschukotka.

Unten: Trockenfisch ist das tägliche Brot der Nordländer.

Die Fotografien entstanden 2014 im Rahmen des Projektes »Chamissos Schatten« (© Ulrike Ottinger)

lend und klarsichtig, wie Ulrike Ottinger erzählt, hat Chamisso über die zerstörerischen Folgen des Kolonialismus auf die Kultur der indigenen Völker geschrieben. Er blickte nicht auf die »Wilden« herab wie sein Kapitän und die meisten Europäer, sondern begegnete den Menschen aus anderen Kulturen mit unerschöpflicher Neugier und großem Respekt.

Sind zwölf Stunden Film über eine Weltgegend, für die sich sonst fast niemand interessiert, nicht doch ein extremes Wagnis und eine Herausforderung für das Publikum?

»Es geht nicht darunter«, sagt Ulrike Ottinger, und man spürt: Hier gibt es kein Wenn und Aber für sie. Dann kommt der Film eben in drei Teilen in die Kinos. Bloß keine falschen Kompromisse eingehen! Ulrike Ottinger vertraut ihrem künstlerischen Eigensinn, genau dafür ist sie vielfach ausgezeichnet worden, und das ist es, was ihr Publikum von ihr erwartet. Ein Autorenfilm, der völlig anders funktioniert als übliche Dokus. Sie tut, was sie muss, auch wenn es an die Substanz geht. Ja, die Bundeskulturstiftung unterstützt »Chamissos Schatten«, doch ihre Budgetplanung ist längst Makulatur: »Finanziell ist dieses Projekt für mich eine Katastrophe.«

Parallel zum Dokumentarfilm entsteht die Ausstellung »Weltreise«

Neben dem Kinofilm hat Ulrike Ottinger vier Filme zu den Themen Landschaft, Menschen, Themen und Pflanzen aus ihrem Material zusammengeschnitten, die ab Dezember in der Ausstellung »Weltreise« in der Staatsbibliothek zu sehen sein werden. Sie ist auch für die Gestaltung der Ausstellung verantwortlich, bei der Auswahl der rund 70 Exponate wird sie von Jutta Weber unterstützt. Jutta Weber leitet das Referat Nachlässe und Autographen in der Staatsbibliothek, sie hat in den letzten Jahren dafür gesorgt, dass der schriftliche Nachlass Chamissos mit Mitteln der Robert Bosch Stiftung neu erschlossen, digitalisiert und im Internet veröffentlicht wurde. Auch Reiseaufzeichnungen von Georg Forster und die amerikanischen Reisetagebücher Alexander von Humboldts aus dem Besitz der Staatsbibliothek kann sie in der Ausstellung zeigen. Aus dem Berliner Naturkundemuseum kommen die zierlichen Walmodelle, die Chamisso auf den Aleuten schnitzen ließ. Das Botanische Museum schickt Cha-

missos Belegexemplar des Kalifornischen Goldmohns, und im Ethnologischen Museum hat Ulrike Ottinger Objekte von den Aleuten ausgewählt.

In einer Art Jurte wird eine Wunderkammer zu den Weltreisen des 18. und 19. Jahrhunderts eingerichtet. Ein Lichtstreif mit den Exponaten soll sich rund um den Betrachter ziehen, ähnlich der Horizontlinie bei einem Sonnenaufgang auf dem Meer, so poetisch beschreibt Ulrike Ottinger ihre Gestaltungsidee. Die Zusammenarbeit mit der Künstlerin sei sehr spannend

:: Weitere Informationen zum Film von Ulrike Ottinger und der Ausstellung »Weltreise«: www.ulrikeottinger.com.

:: Die Ausstellung wird von Dezember 2015 bis Februar 2016 in der Staatsbibliothek zu Berlin gezeigt. Zum Abschluss findet dort die 3. Internationale Chamisso-Konferenz statt. Das Thema der Tagung vom 25. bis 27. Februar 2016 lautet: »Weltreisen: Aufzeichnen, aufheben, weitergeben«. Neben Adelbert von Chamisso werden die Weltreisenden Reinhold und Georg Forster und Alexander von Humboldt in den Blick genommen.

und funktioniere bestens, sagt Jutta Weber: »In der Stiftung Preußischer Kulturbesitz wird diese Ausstellung auch als ein Schritt auf dem Weg zum Humboldt-Forum gesehen.«

Im wiederaufgebauten Berliner Schloss sollen die außereuropäischen Sammlungen künftig neu präsentiert werden. Das Humboldt-Forum ist derzeit das ambitionierteste und größte Kulturprojekt in der Mitte der Hauptstadt – ein Vorhaben, so Stiftungspräsident Hermann Parzinger, worauf die ganze Welt schaut. Es geht um Themen, die schon Adelbert von Chamisso beschäftigt haben: das Verstehen fremder Kulturen, die Folgen des Kolonialismus, der Wissenstransfer zwischen verschiedenen Weltregionen, interdisziplinäre Forschung und die Verbindung von künstlerischer und wissenschaftlicher Weltaneignung. Doch als Ideengeber für das Humboldt-Forum hat Chamisso in der jahrelangen Vorbereitung überhaupt keine Rolle gespielt, obwohl die federführende Stiftung Preußischer Kulturbesitz seinen schriftlichen Nachlass verwaltet.

Möglicherweise löst sich jetzt durch Ulrike Ottingers Intervention diese Wahrnehmungsblockade. Indem sie die historischen Zeugnisse vergangener Weltreisen mit Bildern der Gegenwart in einen Dialog bringt, wirft sie einen hellen Lichtstreif auf den Erfahrungsschatz, der in den Archiven und Sammlungen schlummert. ::

Chamisso im Aufwind

Die Literatur der Preisträger stößt weltweit auf Interesse

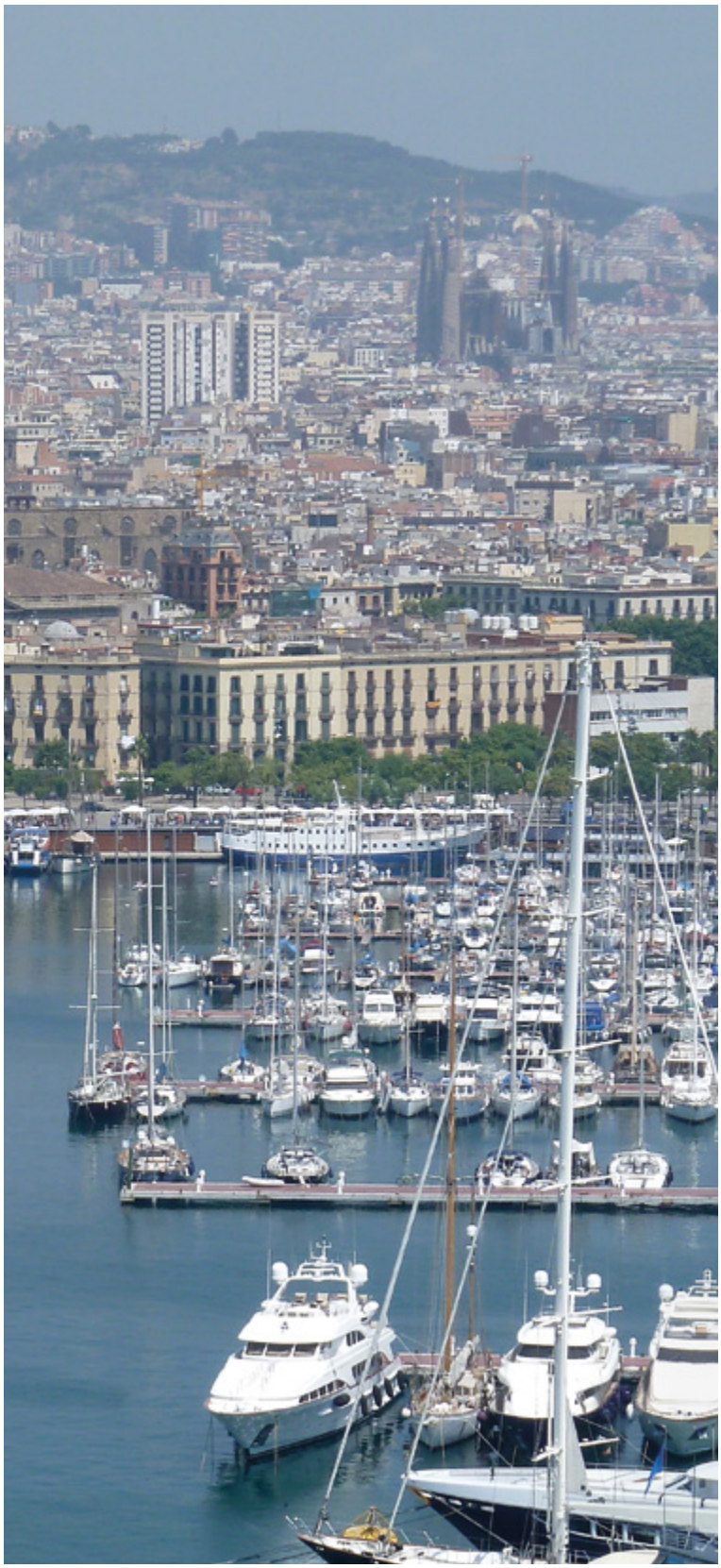
Von Klaus Hübner

Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik heißt ein von Alois Wierlacher herausgegebenes wissenschaftliches Standardwerk, das 1985 erstmals erschien – exakt in dem Jahr, als der Adelbert-von-Chamisso-Preis zum allerersten Mal vergeben wurde. »Interkulturell« wurde rasch zu einer Art Zauberwort, auch in der Literaturwissenschaft, und die Literatur war von Anfang an mit dabei, ganz im Sinne der Profilierung des damals neuen Universitätsfachs »Deutsch als Fremdsprache« durch Harald Weinrich. Schon in der frühesten Phase des Preises fanden Texte von Aras Ören, Franco Biondi, Gino Chiellino oder Rafik Schami auch in der damals gegenüber der Gegenwartsliteratur weniger aufgeschlossenen Germanistik Beachtung, allerdings eine noch sehr marginale.

Dreißig Jahre später ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit interkultureller Literatur deutscher Sprache eine Selbstverständlichkeit geworden, der Preis und seine Träger stehen im Fokus zahlreicher Vorlesungen, Seminare und Publikationen. Die »exemplarischen Textanalysen«, die Michael Hofmann und Iulia-Karin Patrut in ihrer 2015 erschienenen *Einführung in die interkulturelle Literatur* vorstellen, gelten Büchern von Emine Sevgi Özdamar, Zafer Şenocak, Sherko Fatah, Ilija Trojanow oder Yoko Tawada. Die gesamte wissenschaftliche Literatur über Person und Werk dieser und anderer Chamisso-Preisträger ist kaum noch zu überblicken – ein von Walter Schmitz und seinem Dresdner Team erarbeitetes Handbuch mit dem Titel *Literatur der Migration im deutschsprachigen Raum seit 1945* wird demnächst den Überblick erleichtern.

Die mit hochkarätigen Sprach- und Literaturwissenschaftlern aus aller Welt besetzte »Gesellschaft für interkulturelle Germanistik«, die es auch schon 30 Jahre gibt, hat unter anderem bewirkt, dass man sich im Kontext von »Deutsch als Fremdsprache« nicht nur im deutschsprachigen Raum mit der Chamisso-Literatur auseinandergesetzt hat. Wichtige Beiträge zu ihrer Erforschung entstanden unter anderem in der Türkei, in Russland, Japan oder China, in europäischen Ländern wie Polen, Ungarn, Tschechien, Rumänien, Italien oder Frankreich, vor allem auch in den USA und Großbritannien. Dass die Professoren Julian Preece von der Universität Swansea und Frank Finlay von der Universität Leeds ihre wissenschaftliche Buchreihe *Contemporary German Writers and Filmmakers* mit einem Band über Feridun Zaimoglu beginnen und ihm gleich einen Buch über Ilija Trojanow folgen lassen, ist nur ein einziges, wenn auch prägnantes Beispiel für das gewachsene Interesse der »Auslandsgermanistik« an der Literatur der Preisträger. Fast in der gesamten akademischen Welt beschäftigt man sich heute mit Texten von Zehra Çırak, SAID, José F. A. Oliver, Terézia Mora, Ilma Rakusa, Vladimir Vertlib, Catalin Dorian Florescu, Saša Stanišić, Abbas Khider und anderen mit dem Chamisso-Preis ausgezeichneten Schriftstellern. Dies geschieht unter ganz verschiedenen Fragestellungen: generell nach dem literarischen Schreiben in einer zuvor fremden Sprache, aber auch nach den konkreten poetologischen Konzepten einzelner Autoren, nach den Bezügen der Texte zu Geschichte und Sprache der Herkunftskultur ihrer Urheber oder nach deren zunehmender Bedeutung in der Literaturszene der Gegenwart. Aber gefragt wird auch nach ihrem Verhältnis zur deutschsprachigen literarischen Tradition, und manchmal ganz speziell nach dem Verhältnis der Preisträger zu Person und Werk von Adelbert von Chamisso.

Die immer größere Vielfalt der internationalen Forschung effizient zu vernetzen, ist eine der Aufgaben, die das »Internationale Forschungszentrum Chamisso-Literatur« (IFC) an der Münchner Ludwig-Maximilians-



Universität leisten soll. »Weltforschung als Feldforschung« müsse das IFC betreiben, wenn es den »Archipel Chamisso-Literatur« gründlich analysieren möchte, hatte der als Erfinder des Preises immer wieder hoch zu rühmende Harald Weinrich im vergangenen Jahr gefordert, und genau darum bemüht sich dieses in Deutschland einmalige Zentrum. Und anderswo versucht man das auch. Dass Interkulturalität, Mehrsprachigkeit und Sprach- oder Kulturwechsel von Literaten Phänomene sind, die seit Jahrhunderten existieren, aber noch nicht hinreichend in den Fokus der Wissenschaft geraten seien, kann man heute kaum noch ernsthaft behaupten. Der Chamisso-Preis hat zu dieser erfreulichen Entwicklung Entscheidendes beigetragen, und er tut es weiterhin.

Die Wissenschaft ist das Eine. Das Andere sind die nicht unbedingt von akademischen Interessen geleiteten Literaturliebhaber und Leser. Wer sich abseits des deutschen Sprachraums überhaupt für deutschsprachige Gegenwartsliteratur interessiert, kommt um die Chamisso-Preisträger nicht herum – und will das meistens auch gar nicht. Denn er entdeckt in ihren Werken womöglich Themen, Motive und Figuren – und vor allem Perspektiven und Blickwinkel –, die die eigene Sicht auf Deutschland, Österreich und die Schweiz aufs Interessanteste und Schönste ergänzen und bereichern. Die Preisträger dort bekannter zu machen, wo man »von außen« auf diese Länder schaut, ist eine nicht immer einfache Aufgabe, der sich einige kulturvermittelnde Institutionen annehmen, an vorderster Stelle das Goethe-Institut. Wenn »Goethe«, wie man so schön verkürzend sagt, Marica Bodrožić nach Nowosibirsk einlädt oder Nicol Ljubić nach Thessaloniki, ist das immer auch ein Impuls für dortige Übersetzer und Verlage. Natürlich gibt es eine ganze Menge von Übersetzungen bekannter Preisträger-Bücher, aber insgesamt gibt es noch zu wenige der Chamisso-Literatur zuzurechnende Werke, die in andere Sprachen übertragen worden sind. Die Übersetzungsförderung ist denn auch ein wichtiger Bereich, in dem das Goethe-Institut Beachtliches leistet.

Ein Beispiel: Marjana Gaponenkos meisterlicher Roman *Wer ist Martha?* liegt weder auf Spanisch noch gar auf Katalanisch vor. Was das Goethe-Institut in Barcelona keineswegs davon abhielt, den Chamisso-Preis und die Chamisso-Literatur im Kontext des bedeutenden Literaturfestivals »Kosmopolis« vorzustellen und die Autorin zu einer Lesung einzuladen. Nicht nur

An der LMU in München wird die Chamisso-Literatur systematisch erforscht

bücher

:: Alois Wierlacher (Hrsg.), **Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik**. iudicium Verlag, München 1985/2000

:: Michael Hofmann / Iulia-Karin Patrut, **Einführung in die interkulturelle Literatur**. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2015

:: Walter Schmitz (Hrsg.), **Literatur der Migration im deutschsprachigen Raum seit 1945. Ein Handbuch**. Thelem Verlag, Dresden 2015

:: Tom Cheesman / Karin E. Yesilada (Eds.), **Feridun Zaimoglu**. Peter Lang Verlag, Oxford 2012

:: Julian Preece (Ed.), **Ilija Trojanow**. Peter Lang Verlag, Oxford 2013

Robert Coover oder David Grossman, nicht zu reden von zahlreichen wichtigen spanischen und lateinamerikanischen Autoren, traten im März 2015 in Barcelona auf, sondern eben auch Marjana Gaponenko – José F. A. Oliver und Abbas Khider waren ebenfalls eingeladen, mussten wegen Krankheit aber leider absagen. Und immerhin versammelten sich im »Centre de Cultura Contemporània de Barcelona« mehr als 50 Personen, um nach meinem einleitenden Vortrag über Profil, Geschichte und Wirkung des Chamisso-Preises eine simultan übersetzte Lesung aus *Wer ist Martha?* zu erleben. Und danach interessante, kluge und anregende Fragen zu stellen, zur Definition des Preises etwa – was bedeutet »interkulturell« genau? Was ist eigentlich ein »Sprach- oder Kulturwechsel«?, – oder zum literarischen Schreiben in einer vormals fremden Sprache und der weiterwirkenden Rolle der Erst- oder Muttersprache. Ob die Leser im großen spanischsprachigen Raum bald *Martha – quién es?* lesen können? Jedenfalls war die vom örtlichen Goethe-Institut optimal betreute Chamisso-Preisträgerin nicht nur zufrieden mit der Veranstaltung, sondern zeigte sich überdies kreativ angeregt von der multikulturellen und bezaubernden Stadt Barcelona. Was übrigens ganz im Sinne solcher literaturvermittelnder Aktivitäten ist und womöglich irgendwann erfreuliche Nachwirkungen zeitigt.

Marjana Gaponenko und Klaus Hübner beim Literaturfestival »Kosmopolis« in Barcelona

Migration, Mehrsprachigkeit, Multikulturalität – Schlagworte, die seit Anfang des 21. Jahrhunderts fast täglich in den Medien auftauchen, und das in vielen Ländern und nicht nur in Deutschland. Die gesellschaftliche Diskussion der damit angesprochenen Prozesse ist breit und leidenschaftlich, und meistens gibt es mehr Fragen als Antworten. Was Literaturleser kaum überraschen wird: Literatur wirft komplexe Fragen auf und gibt sich mit vermeintlichen Antworten nicht zufrieden – sie tut das allerdings mittels Sprachkunst, und genau das macht sie so besonders und unersetzlich. Ob das weltweit gestiegene Interesse an den Werken der Chamisso-Preisträger auch damit zu tun hat, dass sie, so unterschiedlich sie auch sein mögen, spielerisch und unterhaltend und klug vorführen, wie man sich den durchaus nicht konfliktfreien, aber doch erfreulich bunten neuen Realitäten der Gegenwart auf humane Art und Weise stellt? Sicher weiß man das nicht. Aber man darf es vermuten. ::

Die Weisheit ist weiblich

Die Geschichte der Königin von Saba aus äthiopischer Sicht

Von Asfa-Wossen Asserate

Jede Nation bezieht ihre Kraft aus ihren Legenden und Mythen. Die Geschichte der Königin von Saba und ihre Reise nach Jerusalem zu König Salomo ist seit Jahrhunderten die Kraftquelle Äthiopiens und die tragende Säule für das äthiopische Kaiserreich. Jeder äthiopische Herrscher musste, um vom Volk anerkannt und respektiert zu werden, seinen Stammbaum auf die Königin von Saba zurückführen können.

Seit dem 13. Jahrhundert nennt sich das äthiopische Kaiserhaus: »Das Haus David« oder »Salomonische Dynastie«. Diese Tradition wurde bis zum Sturz Kaiser Haile Selassies 1974 gewahrt; er durfte noch den Anspruch erheben, die älteste Herrscherdynastie der Welt zu repräsentieren. Der äthiopischen Überlieferung nach war er der 225. Nachfolger auf dem Thron der salomonischen Dynastie, ein Erbe der Königin von Saba und König Salomos von Jerusalem.

So heißt es auch in Artikel III der ersten Verfassung Äthiopiens von 1931: Die Abstammung des Herrschers geht »ohne Unterbrechung auf Menelik I. Sohn des Königs Salomo von Jerusalem und der Königin von Äthiopien, bekannt als Königin von Saba« zurück. 1955 ließ Haile Selassie diesen Passus noch einmal ändern: Er ordnete an, den Namen der Königin von Saba vor den Namen Salomos zu setzen. Der Eindruck einer scheinbar nachgeordneten Stellung sollte unbedingt vermieden werden.

Was immer man über das äthiopische Kaiserhaus sagen mag, es war vor allem dieser auf die Königin von Saba gegründete Herrschaftsanspruch, der die Voraussetzung dafür schuf, dass Äthiopien, der älteste Staat Afrikas, über einen so langen Zeitraum als Einheitsstaat bestehen konnte. Und dies kann man mit Fug und Recht als einzigartige historische Leistung bewerten. Trotz seiner geographisch abgeschlossenen Lage am Horn von Afrika gehört Äthiopien nämlich zu den sprachlich, kulturell, religiös und auch ethnisch heterogensten Staaten Afrikas. Seit frühester Zeit gelang es dort, unterschiedliche Völker zu integrieren, afrikanische Stämme verbanden sich schon früh mit semitischen Einwanderern aus dem süd-arabischen Raum. Ebenso vielschichtig wie die ethnische Zusammensetzung zeigt sich von alters her auch das religiöse Leben: Neben äthiopisch-orthodoxen Christen gibt es seit der Zeit Mohammeds eine bedeutende islamische Gemeinde. Und nicht nur das äthiopische Christentum wird in besonderem Maße von seinen jüdischen Wurzeln genährt, mit den »Felaschas« ist noch bis in unsere Tage eine Volksgruppe in Äthiopien lebendig, die eine urtümliche Form der jüdischen Religion bewahrt. Für alle diese unterschiedlichen Völker und Religionsgemeinschaften wirkte die Königin von Saba als Integrationsfigur.

Der Adelbert-von-Chamisso-Preisträger von 2004, Asfa-Wossen Asserate, wurde 1948 als Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie in Addis Abeba geboren.

Die Königin von Saba betet das Paradiesholz an und begegnet König Salomo. Fresko, Piero della Francesca. Arezzo, 1452–59

Worauf aber beruht diese überragende Bedeutung, die bis heute ungebrochen anhält?

Die äthiopische Vorstellung der Königin von Saba ist sehr intensiv vom Christentum beeinflusst, das im frühen 4. Jahrhundert zur Staatsreligion wurde. Ihre besondere Hochachtung zeigt sich auch an einigen Stellen der äthiopischen Bibelübersetzung aus der Zeit zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert. In der Regel folgte diese Übersetzung ins »Ge'ez« (der semitischen äthiopischen Sprache) eng dem Text der Septuaginta. Wo es aber im »1. Buch der Könige« heißt, die Königin von Saba habe »Salomo mit Rätselfragen auf die Probe stellen« wollen, sagt die Ge'ez-Bibel: »Die Königin von Saba habe Salomo mit Weisheit auf die Probe stellen wollen«.

In dem Werk *Kebra Nagast* – »Die Herrlichkeit der Könige« –, der im frühen 14. Jahrhundert in Ge'ez niedergeschriebenen Magna Charta der äthiopischen Monarchie wird sehr ausführlich über den Besuch der Königin von Saba bei König Salomo berichtet, allerdings steht nicht wie in der Erzählung des *Alten Testaments* Salomo im Mittelpunkt, sondern die Begebenheit wird aus ihrem Blickwinkel berichtet.

Eingeführt wird die Königin von Saba im 21. Kapitel des *Kebra Nagast* mit Jesu Prophezeiung im *Neuen Testament*: »Die Königin des Südens wird am Tage des Gerichts auferstehen und mit ihnen streiten und dieses Geschlecht besiegen, das auf die Predigt meines Wortes nicht gehört hat; denn dieselbe kam von den Enden der Erde, um Salomos Weisheit zu hören.« Die erwähnte Königin des Südens ist die Königin von Äthiopien, und mit »Enden der Erde« ist die Schwäche der Natur des Weibes gemeint und die Länge des Weges und die Sonnenglut und der Hunger während der Reise und der Durst nach Wasser.

Danach beschreibt das *Kebra Nagast* ausführlich die Schönheit, Klugheit und den Reichtum der Königin

des Südens, und sie erhält auch einen, nur in der äthiopischen Überlieferung existierenden Namen: Makeda. Generell wird die Königin von Saba als sehr real und weltlich beschrieben. Es gibt keine Berichte von übernatürlichen Erscheinungen: Sie hört von Salomos Weisheit nicht durch einen Wiedehopf, wie im *Koran* und in manchen jüdischen Legenden, sondern von einem äthiopischen Kaufmann, der wegen Materialien für Salomos Tempelbau gefragt worden war.

Dieser Kaufmann Tamrim ist von Salomo und seiner weisen Regierung sehr beeindruckt, berichtet davon seiner Königin und weckt damit in ihr die Sehnsucht, zu Salomo nach Jerusalem zu reisen.

In der äthiopischen Überlieferung wird diese Sehnsucht aber nicht von der Hoffnung genährt, in ihm einen geeigneten Heiratskandidaten zu finden, wie in der islamischen und jüdischen Überlieferung kolportiert wird – es ist die überwältigende Sehnsucht nach Weisheit.

Im *Kebra Nagast* stimmt die Königin Makeda ein Loblied auf die Weisheit an, bevor sie sich auf die Reise begibt. Dieser Gesang erinnert in vielem an das Salomo zugeschriebene »Buch der Sprüche« im *Alten Testament*, aber die Weisheit gebührt, wie schon gesagt, in der äthiopischen Tradition eindeutig der Königin.

Die Weisheit ist nicht männlich, sondern weiblich, das scheint ein universelles Verständnis zu sein und spiegelt sich auch in der Grammatik der meisten Sprachen: Sie ist weiblichen Geschlechts. »Sapientia« heißt die Weisheit im Lateinischen, »Sophia« im Griechischen, und »Chokmah« im Hebräischen ist ebenfalls eine weibliche Form. Auch in Äthiopien hatte das Volk dafür ein untrügliches Gespür. Nach dem Weisheitspsalm der Königin Makeda heißt es im *Kebra Nagast* weiter: »Da antworteten ihre Würdenträger und Diener und Mägde und sprachen zu ihr: »O, Herrin, die Weisheit fehlt dir nicht, denn durch deine Weisheit kommt es, dass du die Weisheit liebst.« Über den Inhalt der Weisheit erfahren wir allerdings nichts.

Nach dem Loblied auf die Weisheit macht sich die Königin von Saba auf die Reise zu Salomo. 797 Kamele, heißt es im *Kebra Nagast*, wurden dafür beladen und Esel und Maultiere ohne Zahl. In Jerusalem angekommen, zeigt sich die Königin untertänig. Sie begrüßt Salomo mit folgenden Worten: »Selig bist du, mein Herr, dass dir solche Weisheit und Erkenntnis verliehen wurde; ich wünschte, ich wäre wie eine deiner geringsten Mägde, um deine Füße zu waschen und deine Weisheit zu hören und deine Erkenntnis zu verstehen, deiner Herrschaft zu huldigen und mich an deiner Weisheit zu ergötzen.«

Im Fortgang der Erzählung schwört die Königin von Saba ihrem alten Glauben ab. Sie beschließt, nicht mehr die Sonne anzubeten, sondern den Schöpfer der Sonne, den Gott Israels.

Allmählich aber wird Salomo im *Kebra Nagast* kritischer dargestellt, deutlich vor allem im vielleicht originellsten Teil des gesamten Werkes, der berüchtigten Verführungsszene.

Vor der Rückreise der äthiopischen Königin in ihre Heimat gibt Salomo ein Bankett. Er hat dabei von Anfang an zweifelhafte Hintergedanken: »Er schickte ihr Durst erregende Speisen, mit List und Weisheit, und saure Getränke, Fische und Pfeffer als Beilagen, dies richtete er zu und gab es der Königin zu essen.«

Am Ende des Mahls sprach Salomo zu Makeda: »Kose hier in Liebe bis zum Morgen.« Sie stimmte zu, ließ ihn aber gleichzeitig beim Gott Israels schwören, dass er ihr keine Gewalt antue. Salomo stellte nun seinerseits die Bedingung, dass sie nichts an sich nehme, was ihm gehöre; wenn sie ihr Wort bräche, dann wäre auch er seiner Verpflichtung ledig. Die Königin von Saba lachte über diesen Vorschlag, willigte aber schließlich ein.

Dann heißt es im *Kebra Nagast* weiter: »Nun bestieg der König sein Lager auf der einen Seite, und ihr richtete man ein Lager auf der anderen Seite. Da sprach er

zu dem jungen Diener: ›Wasche die Becken und setze einen Krug Wasser hin, während es die Königin sieht; dann schließe die Türen und geh schlafen!‹ Dies aber sagte er in einer anderen Sprache, die die Königin nicht verstand, und jener tat so und ging schlafen. Der König aber schlief noch nicht, sondern stellte sich nur schlafend und spähte. Das Haus des Königs Salomo leuchtete aber des Nachts wie der Tag; denn in Weisheit hatte er leuchtende Perlen an der Decke seines Hauses angebracht, die Sonne, Mond und Sterne darstellten. Die Königin schlief ein wenig. Als sie wieder erwachte, war ihr Mund trocken vor Durst, denn er hatte ihr in seiner Weisheit Dursterregendes gegeben; sie dürstete sehr und ihr Mund war trocken. Da gedachte sie das Wasser zu trinken, spähte und blickte nach dem König Salomo, und der schien fest zu schlafen. Er schlief aber nicht, sondern lauerte, dass sie aufstehe, um das Wasser gegen ihren Durst zu stehlen. Nun stand sie auf, ging zu jenem Wasser in dem Becken und nahm es auf, um davon zu trinken. Bevor sie aber noch das Wasser trank, ergriff er sie bei der Hand und sprach zu ihr: ›Warum brichst du den Eid, den du geschworen hast: du wolltest keinem Gegenstand in meinem Haus Gewalt antun?‹ Da antwortete sie in Furcht und sprach: ›Ist es ein Eidbruch, Wasser zu trinken?‹ Da sprach der König zu ihr: ›Gibt es etwas unter dem Himmel, das kostbarer ist als Wasser?‹ Da sprach sie: ›Ich habe mich gegen mich selbst versündigt, aber lass mich Wasser gegen meinen Durst trinken.‹ Da sprach er zu ihr: ›Bin ich auch meines Eides ledig, den du mich hast schwören lassen?‹ Da sprach die Königin zu ihm: ›Sei des Eides ledig, aber lass mich nur Wasser trinken‹, und nachdem sie getrunken hatte, führte er sein Begehren aus und sie schliefen zusammen.«

Noch in der Nacht der Verführung der äthiopischen Königin ereilt Salomo eine böse Vorahnung. Im Traum erschien ihm »eine leuchtende Sonne; die stieg herab vom Himmel und leuchtete stark über Israel; nachdem sie dort verweilt hatte, ward sie plötzlich entfernt, flog nach dem Lande Äthiopien und leuchtete dort stark bis in Ewigkeit, denn sie bleib gerne dort«.

Der weitere Verlauf der Geschichte bestätigt die bösen Vorahnungen: Die Verführung der Königin von Saba bedeutete letztendlich die Entführung und Überführung von Gottes Gnade von Israel nach Äthiopien.

Das erzwungene, flüchtige Liebesverhältnis zwischen Salomo und der Königin von Saba sollte Folgen haben für die Ewigkeit. Nach neun Monaten und fünf Tagen, gerade, als die Königin in ihre Heimat Äthiopien zurückgekehrt ist, bringt sie einen Sohn zur Welt, den sie Menelik nennt.

Ausschnitte aus einem Gemälde im Völkerkundemuseum der Universität Zürich »Die Legende vom Drachentöter und von der Königin von Saba«; Fonds aus History Channel, »The Real Queen of Sheba«

Zum Mann herangewachsen, reist Menelik seinerseits nach Jerusalem und wird von allen als das genaue Ebenbild seines Vaters erkannt, der ihn zu seinem erstgeborenen Sohn erklärt und auf den Thron Israels setzen will. Doch Menelik besteht darauf, in das Land seiner Mutter zurückzukehren. Die ihn begleitenden Söhne der Priester stehlen die Bundeslade aus dem Tempel Salomos und bringen sie nach Aksum in Äthiopien; damit wird – so berichtet das *Kebra Nagast* – die göttliche Gegenwart und Gnade von Israel auf Äthiopien übertragen: Äthiopien war von nun an das Volk Gottes.

Dieses Bewusstsein, das neue auserwählte Volk Gottes zu sein, war die Kraftquelle, das dem noch im Hochmittelalter kleinen äthiopischen Reich die ungeheure Kraft verlieh, seinen Herrschaftsanspruch über große Teile Nordost-Afrikas auszudehnen und dem ganzen Subkontinent einen entscheidenden Stempel aufzudrücken. ::

…wenn man trotzdem lacht

Opa Jurek und sein polnisches Jahrhundert

»Wie wichtig die Geschichten unseres Opas Jurek sind, hat man spätestens bei seiner Beerdigung gesehen«. Sagt jedenfalls der Enkel, der aus diesem traurigen Anlass aus Deutschland nach Opole gereist ist. Opole hieß vor 1945 Oppeln und ist die Geburtsstadt von Matthias Nawrat, der 2013 für *Wir zwei allein* den Chamisso-Förderpreis bekam und 2014 mit seinem zweiten Buch *Unternehmer* für einiges Aufsehen sorgte. Jetzt legt er einen umfangreichen Familienroman vor.

Jeder weiß: Die polnische Geschichte des 20. Jahrhunderts ist nicht unbedingt eine glückliche. Opa Jurek, der nichts inniger liebte als opulente Mahlzeiten, hat sich nicht darüber beklagt – wozu er allen Grund gehabt hätte. Vielmehr hat er die große Geschichte in kleine Episoden zerlegt, dabei die Gräuel des Krieges und der Gewaltherrschaft heruntergespielt und seiner eigenen Großartigkeit mittels Phantasie etwas nachgeholfen – und das Ganze dann seinen Enkeln so verschmitzt und lustig weitergegeben, dass sie ihn und seine Geschichten ihr ganzes Leben lang nie mehr vergessen werden. Vor allem nicht die vielen Tode, die ihr Opa gestorben ist.

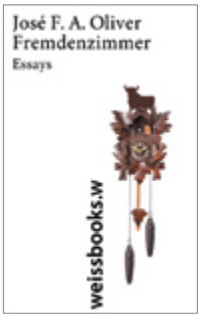
Dass man die grauenhaftesten und allertraurigsten Ereignisse heiter, bisweilen sogar zum Brüllen komisch erzählen kann, hat die Weltliteratur mehr als einmal demonstriert, vom großen François Rabelais über Jaroslav Hašeks *Schwejk* bis hin zu Günter Grass. Komik, Humor, Witz und Aberwitz, die den Leser lachen und schmunzeln und zugleich frösteln und schaudern machen, gibt es auch bei Nawrat. Als Opa Jurek erzählt, dass er in der »weltberühmten Ortschaft« Oświęcim alias Auschwitz als Zwangsarbeiter fast am »Todeshunger« starb, fragen ihn die Enkel, wie es sei, tot zu sein. »Es sei schrecklich, sagte er, denn es gebe einen nicht mehr«, heißt es dann, oder: »Alles sei eigentlich so gewesen wie im normalen Leben auch. Nur dass man im normalen Leben, wie das Wort schon sage, am Leben sei, in Oświęcim aber sei man die ganze Zeit über tot gewesen, obwohl man überzeugt gewesen sei, zu leben, man habe geglaubt, man lebe, man sei todsicher gewesen, man habe sogar Wetten darüber abschließen können, dass man lebe.« Auch später, als man in Polen die Ideen des »weltberühmten Staatsmanns aus dem Nachbarland Russland« umzusetzen begann, der »wie eine Mischung aus einem Kapitän und einem Kellner aussah«, hatte Opa Jurek noch manche Tode zu sterben. Dafür sorgten schon die Herren Bierut, Gomułka, Gierek oder Jaruzelski. Mit deren Beamten hatte Jurek mehrmals zu tun, manchmal sogar wochenlang.

An Systemkritik spart Nawrat nicht. Immer geht es um nicht gelebtes Leben – von »unserer Oma Zofia« etwa, deren lebenslange Sehnsucht nach Paris unerfüllt bleibt. Auch um Krankheiten, die nicht hätten sein müssen. Die von »unserem Onkel Wojtek« zum Beispiel, der in ein sowjetisches Atomkraftwerk beordert wurde, nach drei Jahren mit heftigem Husten zurückkam, auf einer Untersuchung seines Falles bestand und zu hören bekam: »Da die russische Technologie sicher sei, könne es keinen Unfall gegeben haben, also brauche man keine Unfallkommission einzuberufen, und somit sei unser Onkel Wojtek gesund.« Traurige Geschichten, komisch erzählt. Nicht dass es nicht auch gute Zeiten gegeben hätte, mit mehrgängigen Menüs sogar. Wirklich lustige Stunden aber hat Opa Jurek nur wenige erlebt. Ganz anders als der Leser dieses abgründigen Romans – der nämlich wird sich bestens amüsieren, und das auf hohem sprachlichen Niveau. Immer wieder allerdings wird er mittendrin etwas Eiskaltes spüren. Das ist dann, mit ziemlicher Sicherheit: der Todeshauch der Geschichte.

Matthias Nawrat, Die vielen Tode unseres Opas Jurek. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2015. 411 Seiten, 22,95 Euro

Des Dichters Muedersproch

Alemannisch-Andalusisches aus Hausach



»Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch.« Das schreibt José F. A. Oliver, der 1961 als Sohn spanischer Gastarbeiter in Hausach im Kinzigtal geboren und dort aufgewachsen ist – und der auch heute, als ein mit vielen Preisen bedachter Lyriker und Essayist sowie als Gastgeber des Literatentreffens »Hausacher LeseLenz«, in diesem vertrauten Ambiente lebt. Oliver-Lesern ist Hausach als *Mein andalusisches*

Schwarzwalddorf bekannt. Diesem 2007 publizierten Band lässt der Autor nun zwölf Texte folgen, zwischen die aussagekräftige Fotos gestreut sind: *Fremdenzimmer*. Sie als »Essays« zu bezeichnen, klingt viel zu gelehrt. Eher sind es herzerwärmende Prosa-Etüden.

Wie er in der deutschen Sprache ankam, skizziert Oliver in *Zwei Mütter*. Auch in seiner Kindheit hatten »Räuberspiele im Wald« oder »Gruppenstunden in der Katholischen Jugend« ihren Ort – und das Gymnasium, das ihm klar machte, »dass die deutsche Sprache auch mir gehörte und ein Gastarbeiterkind nicht zwangsläufig der Gastarbeiter von morgen zu sein hatte«. Kein Wunder, dass dieses Kind von Anfang an sprachsensibel durch die Welt ging. Eher schon ein Wunder, wie seine »insgeheime und experimentelle Auseinandersetzung mit den Sprachen« zur allmählichen Herausbildung eines deutschen Dichters führte. Welch wichtige Rolle der Dialekt dabei spielte, kann man in *d Hoimet isch au d Sproch* nachlesen. Auch wer wissen möchte, was es mit der in der »W:ortenau« beheimateten Literatur auf sich hat, wird bestens bedient – Grimmelshausen kommt vor, Hebel, Scheffel und Brecht und Hemingway. Dass man über das Warten und den Tod etwas lernt – »Vater starb am Heimwehfieber« –, auch über den Flamenco und das Selbstverständnis des Dichters von heute, sei nur nebenbei erwähnt. Wer *Fremdenzimmer* liest, lernt überhaupt viel. Und hat große Freude an einer Prosa, die funkelt wie die Kinzig am frühen Morgen.

José F. A. Oliver, Fremdenzimmer. 11 Essays und ein Postscriptum. Verlag weissbooks.w, Frankfurt am Main 2015. 125 Seiten, 16,90 Euro

Frau Binar hält durch

Eine skurrile Wiener Melange

»Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet«. Kennt jeder. Es gibt eben Romananfänge, die sitzen. Der mittlerweile siebte Roman des 1966 in Leningrad geborenen Salzburger Schriftstellers und Publizisten Vladimir Vertlib beginnt so: »Wenn ich jetzt sterbe, dann kann ich damit leben«. Nicht schlecht.

Diesen Satz sagt die 83-jährige Lucia Binar, eine lebenskluge, immer noch recht energische Dame, die ihr gesamtes Dasein in der »Großen Mohrengasse« in Wien zugebracht hat – und dort auch sterben will. Lucia ist Hauptfigur und Ich-Erzählerin dieses turbulenten und passagenweise saukomischen Romans. Nicht nur die Folgen eines Unfalls und die Frechheiten der Firma »Rollender Esstisch à la carte Gemeinnützige Ges.m.b.H.« machen ihr zu schaffen, sondern auch das Gebaren des Hausbesitzers. Sie kennt Willi noch als kleinen Jungen. Aber jetzt lässt er kaum eine Unverschämtheit aus, um die angestammten Mieter aus dem Haus zu ekeln. Doch Lucia ist nicht auf den Mund gefallen. Ein absolutes Original ist diese Dame, eine präzise und fein gezeichnete Romanfigur. Ebenso wie ein »oberösterreichisches androgynes« Wesen, das sich als der Student Moritz entpuppt, der Unterschriften für eine Petition zur Umbenennung der »Großen Mohrengasse« sammelt. Lucia lacht: »Was ist Ihr Vorschlag? Nelson-Mandela-Gasse? … Große Möö – h – ren – gasse!?«

Dieser Moritz ist Lucias Nachbar, und gegen den durch Arisierung zum Immobilienerben gewordenen Willi verbünden sich beide. Alt und jung, einst und jetzt – Vertlibs skurriler Roman führt vor, wie sich vermeintliche Gegensätze raffiniert miteinander verknüpfen lassen. Beim Thema »Alltagsrassismus« nimmt Vertlib kein Blatt vor den Mund. Hinter allem Drastischen und oft auch Komischen lauert immer ein Abgrund an Menschenverachtung. Den macht der Autor kenntlich. An Gesellschaftskritik fehlt es nicht in diesem Buch. An jüdischem Fluidum auch nicht. Mit der Figur des aus Baschkirien stammenden, häufig moralisierenden und grundsätzlich melancholischen Alex wird von Anfang an ein zweiter, sozusagen russischer Erzählstrang eröffnet, der sich zum Romanende hin weiter verzweigt und verstärkt. Gekonnt spielt Vertlib so lange mit Ost-West-Stereotypen und unsinnigen Pauschaldiskursen, bis sie alle zerbröseln oder zusammenbrechen. Sein von enormer Fabulierlust getragener Roman kann als scharfe Satire auf hochaktuelle Phänomene wie Diskriminierung von Minderheiten, Ausgrenzung von sozial Schwachen oder Gentrifizierung von Stadtvierteln gelesen werden. Er ist aber mehr: ein von zum Teil abgründigem Humor durchwehtes, sehr menschenfreundliches und liebevolles Porträt einer ziel- und letztlich vielleicht auch heillos im Materiellen und Verlogenen herumtaumelnden Gegenwart. Ein bisschen Seele könnte ihr nichts schaden.

Vladimir Vertlib, Lucia Binar und die russische Seele. Roman. Deuticke Verlag, Wien 2015. 319 Seiten, 19,90 Euro

Viele Kulturen – eine Sprache

Seit 1985 ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende, auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache.
Die Auszeichnung wird jährlich im Rahmen einer Festveranstaltung in München vorgenommen.

Die Preisträger werden von einer hochrangigen Jury ausgewählt. Aktuell wirken in der Jury mit:
Dr. Wolfgang Herles, Michael Krüger, Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, Dr. Wiebke Porombka, Dr. Insa Wilke und Feridun Zaimoglu.

Benannt ist der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1814 veröffentlicht.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

1985 Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)
1986 Ota Filip
1987 Franco Biondi
Gino Chiellino
1988 Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)
1989 Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)
1990 Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)
1991 Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)
1992 Adel Karasholi
Galsan Tschinag
1993 Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)
1994 Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)
1995 György Dalos
László Csiba (Förderpreis)
1996 Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)
1997 Güney Dal
José F. A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) †
1998 Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)
1999 Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdogan (Förderpreis)
2000 Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †
2001 Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

71 Autorinne
und Autoren

2002 SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)
2003 Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)
2004 Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)
2005 Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)
2006 Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)
2007 Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)
2008 Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)
2009 Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta (Förderpreis)
2010 Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)
2011 Jean Krier †
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)
2012 Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis)
Ilir Ferra (Förderpreis)
2013 Marjana Gaponenko
Matthias Nawrat (Förderpreis)
Anila Wilms (Förderpreis)
2014 Ann Cotten
Dana Ranga (Förderpreis)
Nellja Veremej (Förderpreis)
2015 Sherko Fatah
Olga Grjasnowa (Förderpreis)
Martin Kordić (Förderpreis)

Neuerscheinungen

:: **Ilir Ferra**, *Minus*. Roman. Edition Atelier, Wien 2014/Hollitzer Verlag, Wien 2015
:: **Zsuzsanna Gahse**, *JAN, JANKA, SARA und ich*. Edition Korrespondenzen, Wien 2015
:: **Irene Heidelberger-Leonard**, *Imre Kertész – Leben und Werk*. Wallstein Verlag, Göttingen 2015
:: **Rafik Schami**, *Sophia oder Der Anfang aller Geschichten*. Roman. C. Hanser, München 2015
:: **Ilija Trojanow** und Susanne Urban, *Durch Welt und Wiese oder Reisen zu Fuß*. Die Andere Bibliothek, Berlin 2015
:: **Ilija Trojanow**, *Macht und Widerstand*. Roman. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2015
:: **Ilija Trojanow**, *Der überflüssige Mensch*. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2015
:: **Feridun Zaimoglu**, *Siebentürmeviertel*. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2015

Auszeichnungen

:: **Marica Bodrožić** wurde mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2015 ausgezeichnet. Die 1973 in Dalmatien geborene Schriftstellerin erhielt den mit 15 000 Euro dotierten Preis für ihre epischen und essayistischen Werke, die sich mit europäischer Zeitgeschichte, vor allem mit der Nachkriegsgeschichte auf dem Balkan befassen, zuletzt: *Mein weißer Frieden*, 2014.
:: Die 1982 in Ames im US-Bundesstaat Iowa geborene, in Wien aufgewachsene und heute überwiegend in Berlin lebende **Ann Cotten** bekam den mit 12 000 Euro verbundenen und erstmals unter diesem Namen vergebenen Klopstock-Preis 2015. Ann Cotten wurde außerdem mit dem Ernst-Bloch-Förderpreis ausgezeichnet. Die Autorin der *Fremdwörterbuchsonette* (2007) und des Erzählbands *Der schaudernde Fächer* (2013) verstehe sich, so die Jury, als »Störfall im metaphern-beruhigten Literaturbetrieb«.
:: Die 1983 im georgischen Tiflis geborene Hamburger Theater- und Prosaautorin **Nino Haratischwili**, die zuletzt mit ihrem 2014 erschienenen Romanepos *Das achte Leben (für Brilka)* für erhebliches Aufsehen sorgte, erhielt in diesem Jahr den mit 20 000 Euro dotierten Literaturpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft.
:: Mit der neuen Alfred-Döblin-Medaille ehrt die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz herausragende Nachwuchsautoren. Erster Preisträger ist der diesjährige Chamisso-Förderpreisträger **Martin Kordić**, der die mit 3000 Euro verbundene Auszeichnung für seinen ersten Roman *Wie ich mir das Glück vorstelle* (2014) erhielt. Laut Jury zeige dieses Buch das Geschick des Autors im Umgang mit der Geschichte.
:: Mit ihrer Erzählung *Das Fest des ersten Morgens*, in der es um eine vietnamesische Flüchtlingsfamilie in Deutschland geht, für die das einst gefeierte Neujahrsfest mit den Massakern während der Tet-Offensive 1968 untrennbar verbunden bleibt, gewann die 1973 als Kind chinesischer Einwanderer in Vietnam geborene, in Bielefeld aufgewachsene und dort lebende **Que Du Luu** (*Totalschaden*, 2006; *Vielleicht will ich alles*, 2011) den mit 10 000 Euro dotierten Hohenemser Literaturpreis 2015.
:: Das Werk des in Damaskus aufgewachsenen **Rafik Schami** sei in besonderer Weise von seiner Herkunft aus einer der frühen Stätten des Christentums geprägt, heißt es in der Begründung der Deutschen Bibelgesellschaft, die ihm im Juni 2015 auf dem Evangelischen Kirchentag in Stuttgart den mit 10 000 Euro dotierten Preis der ökumenischen Stiftung »Bibel und Kultur« überreicht hat.

Neuigkeiten

:: »Vom Suchen und Finden der Flaschenpost« war der Titel der Antrittsvorlesung zur Heiner-Müller-Gastprofessur, die **Olga Martynova** im Frühjahr 2015 an der Freien Universität Berlin im Rahmen des Berliner Literaturpreises hielt. Es ging darin über das Wunder der Literatur, die auch ohne Adressaten einen Empfänger hat.
:: **Terézia Mora**, die für ihren Roman *Das Ungeheuer* mit dem Deutschen Buchpreis 2013 gewürdigt wurde, und von der zuletzt die Frankfurter Poetik-Vorlesungen *Nicht sterben* erschienen sind, wurde als neues Mitglied in die Deutsche Akademie für Dichtung und Sprache in Darmstadt aufgenommen.

Die Mitarbeiter dieser *Chamisso*-Ausgabe

:: **Asfa-Wossen Asserate** wurde 1948 in Addis Abeba als Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie geboren. Er besuchte dort die deutsche Schule und studierte in Tübingen und Cambridge Jura, Volkswirtschaft und Geschichte, an der Universität Frankfurt a. M. wurde er promoviert. Seit 1981 besitzt Asserate die deutsche Staatsbürgerschaft, arbeitet als selbstständiger Unternehmensberater und engagiert sich für die Pflege und den Erhalt der äthiopischen Kultur, unter anderem in der von ihm gegründeten Gesellschaft »Orbis Aethiopicus«. Für sein Buch *Manieren* wurde er 2004 mit dem Adelbert-von-Chamisso-Pries ausgezeichnet, seither erschienen eine Reihe von Publikationen über Deutschland und Afrika.

:: **Michael Bienert**, Jahrgang 1964, lebt und arbeitet in Berlin als Journalist, Buchautor und Stadtführer. Er ist Erfinder und Redakteur des Chamisso-Forums, einer seit 2010 aktiven Internetplattform für den Austausch über den Dichter und Naturforscher (www.chamisso-forum.blogspot.de), Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Chamisso-Digitalisierungsprojekts der Berliner Staatsbibliothek. Seit Frühjahr 2013 leitet Michael Bienert auch Stadtführungen zu Adelbert von Chamisso in Berlin, parallel werden ein Chamisso-Stadtplan und eine Weltkarte entstehen. Weiteres unter www.text-der-stadt.de.

:: **Klaus Hübner**, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

:: **Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

:: **Jan Schulz-Ojala**, geboren 1953 in Baden-Baden, arbeitet als Filmkritiker und Feuilletonredakteur in Berlin. Nach einem Romanistik- und Germanistikstudium in Berlin und Freiburg kam er, nach zwei Jahren als freier Autor in Rom und einer Journalistenausbildung in Kiel, zum Berliner *Tagesspiegel*. Dort arbeitete er zunächst als Lokalredakteur und leitete anschließend das Stadtfeuilleton »stadtszene«. Im Kulturteil verantwortet er seit 1996 die Filmberichterstattung, reist als Juror zu Festivals und als Gastdozent zu Akademien – und schreibt sehr gerne gelegentlich über Literatur.

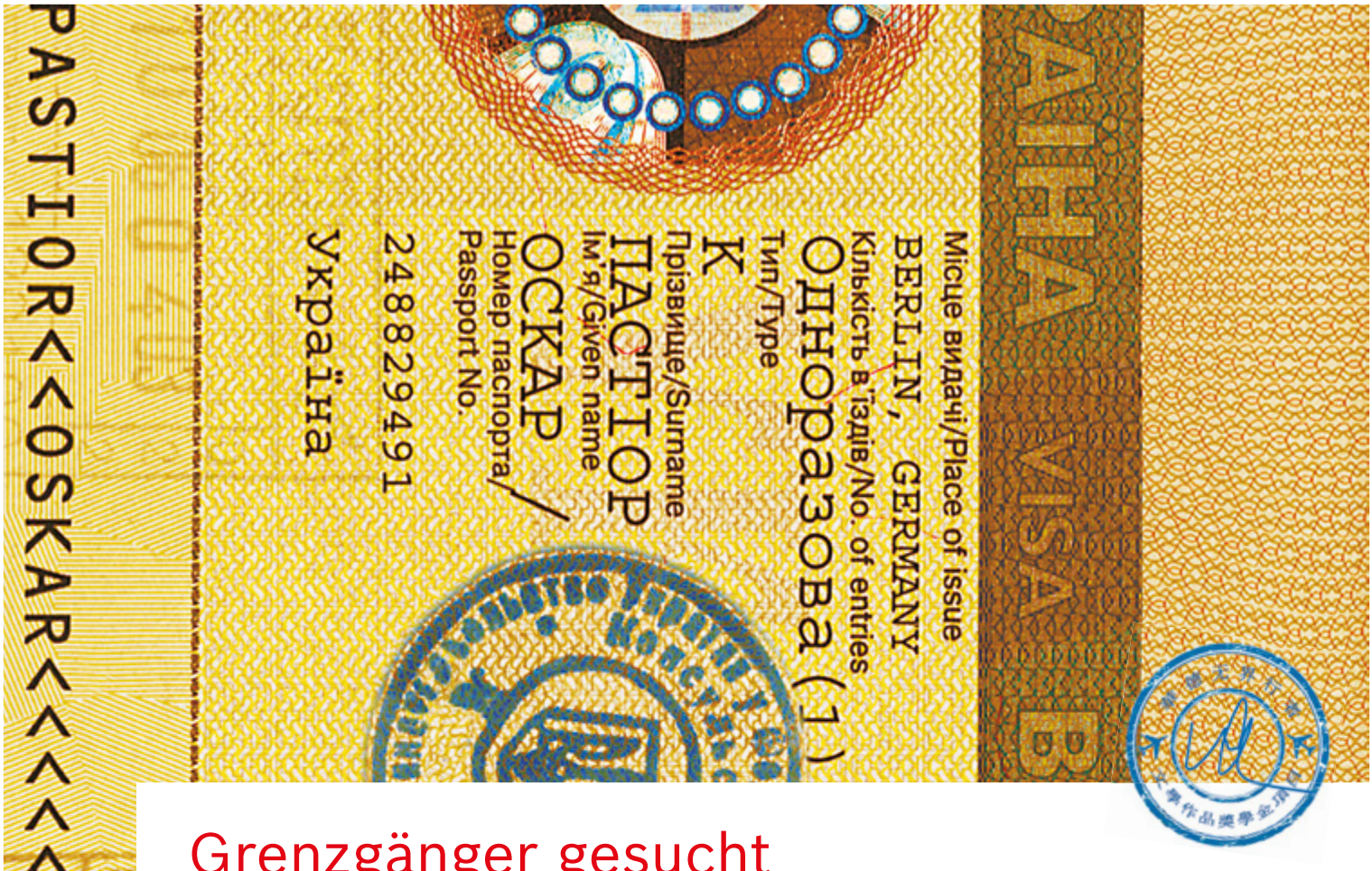
:: **Vladimir Vertlib**, geboren 1966 in Leningrad (heute St. Petersburg), emigrierte 1971 mit seinen Eltern aus der Sowjetunion nach Israel. Nach einer Odyssee durch mehrere Länder lebt er seit 1981 in Österreich. Er ist Romanautor, schreibt Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, leitet Schreibwerkstätten für Jugendliche, unterrichtet an der Universität für angewandte Kunst Wien (Institut für Sprachkunst) und ist Mitherausgeber der *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Lucia Binar und die russische Seele*, mit dem er auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis 2015 kam (siehe Buchvorstellungen).

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers,
Maria Trini
Gestaltung
r² | röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg
Abbildungen/Fotos
Irene Ferchl (20)
Gaby Gerster (22)
Insel Verlag (19)
Ulla Kortmann (9)
Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13)
Ulrike Ottinger (14, 15, 16/17, 17, 18)
Rufus46/Wikimedia Commons (21)
RUHR.2010 Manfred Vollmer (9)

© 2015 bei den Autoren, Fotografen
und dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de



Grenzgänger gesucht

Gesucht werden Autoren, Fotografen, Filmemacher, die einen eigenen Blick wagen, Informationen aus erster Hand sammeln und authentische Orte besuchen wollen.

Die Veröffentlichungen sollen ein breites Publikum erreichen können, zu Diskussionen anregen und mehr Verständnis für andere Kulturen wecken. Gefördert werden literarische und essayistische Prosa, Fototextbände, Kinder- und Jugendbücher, aber auch Drehbücher für Dokumentar- und Spielfilme und Hörfunkbeiträge. Bewerbungen von Newcomern und renommierten Autoren sind gleichermaßen willkommen.

Wer eine deutschsprachige Veröffentlichung plant und sich auf Recherche begeben möchte, kann sich um Förderung bewerben.

Grenzgänger Europa und seine Nachbarn
Recherche in den Ländern Mittel-, Ost- und Südosteuropas sowie Nordafrikas.
Nähere Informationen und den Link zum Bewerbungsformular finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger
Bewerbungstermine:
jährlich 30. April und 31. Oktober

Grenzgänger China – Deutschland
Nähere Informationen und den Link zum Bewerbungsformular finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/grenzgaenger_china
Bewerbungszeitraum:
jährlich 1. April bis 30. Juni

Kontakt:
Inga Niemann
Literarisches Colloquium Berlin e.V.
Am Sandwerder 5, 14109 Berlin
Telefon 030/81 69 96 64, niemann@lcb.de

lcb

Robert Bosch Stiftung

Foto: Deutsches Literaturarchiv Marbach